

Alex von Sinner, Michael Zirkler (Herausgeber)

Hinter den Kulissen der Mediation

Kontexte, Perspektiven und Praxis
der Konfliktbearbeitung

Haupt Verlag
Bern • Stuttgart • Wien

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2005

ISBN 3-258-06956-5

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2005 by Haupt Berne

Satz und Gestaltung: drei gestalten: hartmann_raeber_bopp, basel

Jede Art der Vervielfältigung ohne Genehmigung des Verlages ist unzulässig.

Printed in Germany

www.haupt.ch

Inhalt

Vorwort	9
Konflikte, Mediation und mediatives Handeln. Einige einführende Bemerkungen <i>Michael Zirkler</i>	11
Was ist Mediation? Versuch einer Annäherung <i>Alex von Sinner</i>	18
 I. Konzeptionelle Perspektiven	
Gestalten des vermittelnden Menschseins. Historische und humanphilosophische Anmerkungen <i>Joseph Duss-von Werdt</i>	50
Mediation und Rechtssystem <i>Ivo Schwander</i>	63
Zum sozialen Kontext der Mediation <i>Ueli Mäder</i>	76
Mediation und berufliche Sozialisation <i>Yvonne Hofstetter Rogger</i>	85
Was heißt schon interkulturell? Mediation in den Zeiten der Globalisierung <i>Janine Dahinden</i>	101

II. Erfahrungen in der Entwicklung mediativer Rollen

Was es braucht, um Mediator oder Mediatorin zu werden

Rolf Schaeren

128

Psychotherapeut und Mediator

Paul Mathys

142

Als Anwalt Mediator – als Mediator Anwalt

Peter Liatowitsch

154

Richter als Mediatoren

Michael Mack-Oberth

164

Mediator im öffentlichen Raum und in der Nachbarschaft

Billy Meyer

172

III. Berichte aus der Praxis der Konfliktbearbeitung

Internationale Dialogprozesse:

Erfolg durch Ausdauer und Kontextbezug

Simon A. Mason, Matthias Siegfried

190

Mediation ist nicht immer «dreieckig».

Mediationssettings im Kontext ethnisierter Konflikte

Dirk Splinter und Ljubjana Wüsthube

219

Ombuds-Mediation

Rolf Steiner

239

Schuld, Strafe und Mediation bei Jugendlichen

Beat Burkhardt

255

Schlichtung von Baustreitigkeiten und Mediation <i>Anton Egli</i>	270
Wirtschaftsmediation <i>Nicola Neuvians und Michael Hammes</i>	286
Mediation als Methode der internen Organisationsentwicklung installieren <i>Monia Ben Larbi</i>	303
Mediation in der Schule <i>Wolfgang Wildfeuer</i>	331
Wer findet zur Familienmediation, und wie wird sie erfolgreich abgeschlossen? <i>Caroline Bono-Hörler</i>	352
Erbschaftsmediation und Nachfolgeregelungen. Erfahrungen aus der Schweiz <i>Thomas Richle</i>	383
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	397

Zum sozialen Kontext der Mediation

Ueli Mäder

Mediation dient der Verständigung. Sie ist überparteilich konzipiert, findet aber in einem gesellschaftlichen Umfeld statt, das die Konfliktbewältigung beeinflusst.

Die Mediation ist ein freiwilliges Verfahren der Vermittlung und durchbricht das Muster, nach dem wir bei Konflikten entweder gewinnen oder verlieren. Sie orientiert sich am Nutzen aller, strebt eine Win-win-Situation an und betrachtet die Beteiligten eines Konfliktes nicht als Gegner, sondern als Partner.

Chancen und Grenzen der Mediation

Mediare heißt vermitteln. Ich habe kürzlich erlebt, wie vorbildlich eine Schulsozialarbeiterin einen Konflikt zwischen Jugendlichen schlichtete, die denselben Pausenplatz benutzen. Sie lud nach einer Schlägerei alle Beteiligten ein, sich miteinander auszusprechen. Das vermittelnde Gespräch erwies sich als nützlich. Die Jugendlichen willigten zu einem weiteren Treffen ein. Sie artikulierten ihre Bedürfnisse, was das gegenseitige Verständnis ein wenig förderte. Das Beispiel weist auf Chancen der Vermittlung hin, aber auch auf Grenzen. Denn von den Jugendlichen wohnen die einen in stattlichen Einfamilienhäusern, die andern in einer schlecht erhaltenen Blocksiedlung. Die unterschiedliche Herkunft ist Teil des Problems und stellt ein weiteres Konfliktpotential dar.

Die Mediation fördert die Sensibilität für dynamische Prozesse. Sie verfügt über viel Wissen, wie Streitigkeiten eskalieren und welche Interventionen hilfreich sind. Dieses Wissen ist hilfreich, aber gesellschaftlicher Rahmenbedingungen wegen von beschränkter Reichweite. Dazu ein Beispiel. Ich stellte an einem Managerseminar unterschiedliche Möglichkeiten vor, auf einen Konflikt zu reagieren: konfrontativ (wie der Blitz), ausgleichend (wie die Waage), organisch (wie die Blume) oder mechanisch (wie das Räderwerk). Nach persönlichen Präferenzen gefragt, favorisierten die meisten Anwesenden das «Blitzmodell». Dies mit der Begründung, die

Luft sei nie so rein wie nach einem Gewitter. Daher gelte es, ab und zu tüchtig auf den Tisch zu hauen. Einzelne mokierten sich dann über das «Modell der Waage», das die Balance und Harmonie symbolisiert. Sie monierten, dass die Konsensorientierung den Ausgleich bloß suche, um Konfrontationen auszuweichen. Bei der weiteren Auswertung stellte sich indes die Frage, ob sich die Kritik am harmonischen Verständnis allenfalls an die Adresse des eigenen Schattens richte. Ein Manager räumte jedenfalls ein, dass er sich öfter mehr Ruhe und Ausgleich wünsche. Er finde es müßig, sich immer wieder mit Ellenbogen durchsetzen zu müssen. So kamen Zweifel daran auf, ob das postulierte «Blitzmodell» wirklich Konfliktfähigkeit und Offenheit repräsentiere. Denn Blitze entzündeten sich ja erst, wenn sich viel Energie aufgestaut hat. Weitgehende Einigkeit bestand gegen Ende des Seminars darin, dass jeweils zu differenzieren ist, wann und in welchen Konfliktphasen sich welche Modellkombination besser eignet. Das nahm auch der Vorsitzende in seinem Schlussvotum auf. Er betonte, eine stärkere Integration der Balance könne den Kitt im oberen Management verbessern, was gerade bei innerbetrieblichen Auseinandersetzungen wichtig sei. «Aber vergesst das alles», sagte er weiter, «wenn ihr mit der Konkurrenz im Clinch seid; dann müsst ihr ganz anders fighten, dann gelten andere Regeln; sonst kommt ihr selbst unter die Räder, wenn ihr zu selbstkritisch seid.»

Zum Kontext der Mediation

Die Mediation regt dazu an, das eigene Verhalten zu reflektieren. Sie tut dies allerdings in einem gesellschaftlichen Umfeld, das die Möglichkeiten und Prozesse der Vermittlung beeinflusst und entsprechend zu berücksichtigen ist. «Was macht der Mensch aus dem, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben?», fragte einst der französische Existenzphilosoph Jean-Paul SARTRE. Vielfältige Chancen der Mediation sind bekannt. Das Verfahren soll auch dazu dienen, Kosten zu sparen und soziale Gegensätze zu harmonisieren – statt strukturell anzugehen? Die Mediation findet in einem Umfeld statt, das von Macht und Herrschaft geprägt ist. Mit Macht ist hier die Chance gemeint, in einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstand durchsetzen zu können. Herrschaft stellt die institutionalisierte Form der Macht dar (HILLMANN 1994, S. 330/505). Sie äußert sich in sozialer Über- und Unterordnung. Der angelsächsische Sprachgebrauch differenziert die manifeste Gewalt (*violence*), die eine Person oder Sache schädigt, von der quasi generellen Gewalt bzw. Macht (*power*), die umfassend die Kraft und Fähigkeit beinhaltet, etwas zu er-

wirken, und nicht negativ konnotiert ist. Ich halte es für wichtig, bei einer Reflexion der Mediation den gesellschaftlichen Kontext einzubeziehen und die Frage der Parteilichkeit stets neu zu stellen. Dabei gilt es auch den Wandel normativer Grundlagen des wissenschaftlichen Diskurses über Macht und Herrschaft zu beachten. Er äußert sich in recht unterschiedlichen Versuchen, soziale Strukturen und Mechanismen handgreiflicher Konflikte zu analysieren.

Mediation findet im Kontext sozialer Ungleichheit statt. Diese liegt vor, wenn Mitglieder einer Gesellschaft dauerhaft in unterschiedlichem Maße über notwendige oder begehrte Güter verfügen. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute nur noch selten thematisiert. In der Sozialstrukturforschung verlagert sich der Blick von der vertikal geschichteten zur horizontal gegliederten Ebene (GEISLER 2001, S. 537f.). Die Klassenmodelle des 19. Jahrhunderts unterschieden die Lohnarbeitenden vom Bürgertum nach der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Analysen sozialer Schichten und Klassen definierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Menschen(gruppen) nach weiteren Merkmalen wie Beruf, Qualifikationen, Einkommen und Besitz. Der Blick galt nach wie vor primär vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Theorien sozialer Lagen beziehen das subjektive Wohl (Lebenszufriedenheit) stärker ein. Horizontale Ungleichheiten stehen auch bei Modellen sozialer Milieus im Vordergrund. Sie betonen die Lebensauffassung, den Lebensstil und die Wertorientierung. Die Lagen- und Milieuanalysen weisen auf wichtige Differenzierungen hin, vernachlässigen aber gesellschaftliche Gegensätze. Sie suggerieren eine Entwicklung, die von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus führe. Laut Gerhard SCHULZE (2000) hat die Suche nach Glück die Sorge um das Materielle abgelöst. Das erlebnisorientierte Denken ersetze das produkteorientierte. Der Alltag verkommt so zur Lebensbühne und Verlängerung der Innenwelt. Symbolwelten scheinen frei wählbar zu sein.

Die Tendenz zur Individualisierung zeigt sich auch im Wandel des Gewaltdiskurses. Er führt von der gesellschaftlichen über die sozialisationsbezogene zur individuellen Akzentuierung. Nach Wilhelm HEITMEYER (2002) erhöhen die Ohnmacht (durch forcierte Konkurrenz), die Verunsicherung (durch häufige Biografiebrüche) und die Vereinzelung (durch Auflösung familiärer und kultureller Milieus) die Bereitschaft zur Gewalt. Desintegration, Desorientierung und fehlende Perspektiven lassen Kon-

flikte eskalieren. Der rasche Wandel überfordert die Individuen. Er verleitet zu autoritärem Verhalten. HEITMEYER betont gesellschaftliche und sozialisationsbezogene Ursachen. Trutz von TROTHA (1997) wehrt sich dagegen, Gewalt immer erklären und ihr einen Sinn geben zu wollen. Das führe dazu, irrationale Momente und die «Lust an der Gewalt» zu verkennen. Heute wird Gewalt oft personalisiert und situativ fokussiert. Die Theorie der strukturellen Gewalt (GALTUNG 1975) scheint passé zu sein. Sie geht auf die Kritische Konfliktforschung der 1970er Jahre zurück und thematisiert, wie Gewalt mitten aus der Gesellschaft kommt und sich in ungleichen Machtverhältnissen und Lebenschancen äußert. Auch die These einer «Dominanzkultur» (ROMMELSPACHER 1998) bezieht sich auf Vorstellungen von Ungleichheit. Sie zeigt, wie diese mit Stereotypen über Geschlechterrollen übereinstimmen, die über die Sozialisation vermittelt werden. Bei den aktuellen Debatten steht jedoch die personale Gewalt im Vordergrund. Sie lässt sich fassen, benennt Täter und manchmal auch Opfer. Die Vernachlässigung struktureller Aspekte kann dazu führen, die Gewalt zu banalisieren und Lösungen in zu engen Feldern zu suchen. Parallelen finden sich ebenfalls in der Konfliktforschung.

Sabine FISCHER und Astrid SAHM (2003) haben die Veränderungen der normativen Grundlagen der Konfliktforschung analysiert. Als erste Generation der Konfliktforschung bezeichnen sie die Jahrgänge 1920 bis 1940, als zweite Generation die Jahrgänge von 1940 bis 1960, als dritte die Jahrgänge von 1960 bis 1980. Nach ihrer Analyse tritt die Existenz normativer Grundlagen bei der dritten Generation bei weitem nicht so explizit hervor wie bei der älteren Generation der Kritischen Friedensforschung. Während die ältere Generation eine inhaltliche Ausgestaltung des Friedens postuliert, richtet die dritte Generation ihre Aufmerksamkeit «von diesem utopischen Ziel weg» auf pragmatische Aspekte der Gewalt. Sie entfernt sich dabei von einem Friedensbegriff im Sinne der Abwesenheit struktureller Gewalt und der Verteilungsgerechtigkeit. Zur Begründung dient primär ein konstruktivistischer Ansatz, der den Relativismus betont. Sabine FISCHER und Astrid SAHM beschreiben den Unterschied zwischen der Kritischen Friedensforschung und dem konstruktivistischen Ansatz dahingehend, «dass Erstere selber konkrete Wege der Veränderung aufzuzeigen beabsichtigte, während Letzterer vor allem darauf zielt, diverse Akteure zu befähigen, sich aufgrund der Einsicht in die Bedingtheit der eigenen und fremden Wahrnehmungssysteme von festgefahrenen Positionen zu lösen und kompromissfähig zu werden» (2003, S. 7). Die Kritik an der Kritischen Konfliktforschung versucht, die «normativ aufgeladenen» Begriffe der Alten zu dekonstruieren

und von emanzipatorischen Inhalten zu befreien. Sie interessiert sich mehr für die Dynamik der Gewalt als für die Ursachenforschung. Die neue Konfliktforschung versucht, politisch abstinenter zu sein und sich Wertungen möglichst zu enthalten. Ihre Sicht korrespondiert in wichtigen Punkten mit der Konzeption der Mediation.

Wie (über-)parteilich ist die Mediation?

Der Wandel der Sozialstrukturforschung veranschaulicht, wie der gängige Diskurs über die soziale Differenzierung subjektive Faktoren betont. Aktuelle Analysen und Debatten vernachlässigen die strukturelle Reichtumskonzentration, die Kluft zwischen den oberen und unteren Vermögen sowie die Einkommenseinbrüche im Mittelstandsbereich. Anders Pierre BOURDIEU (1998). Nach seiner Auffassung beeinflussen äußere Faktoren die Denk- und Handlungsmuster beziehungsweise den Habitus eines Menschen. Feine Unterschiede zeigen sich über Titel, Kleidung, Sprache, Manieren und den Geschmack. Der Lebensstil folgt dem sozialen Rang. In diesem Sinn erhellen auch einzelne neue Studien (MÄDER/STREULI 2002) und Medienberichte soziale Gegensätze, die sonst gerne individualisiert werden. Die Transparenz und die Zunahme der Gegensätze können ansatzweise die gesellschaftliche Bereitschaft zur Umverteilung fördern und sozial Benachteiligte unterstützen, sich für eigene Interessen einzusetzen, was wiederum härtere (Verteilungs-)Konflikte provozieren mag. Bei der Basler Armutsstudie (MÄDER et al. 1991) bekundeten viele Armutsbetroffene eine große Bereitschaft, gesellschaftliche Probleme selbst zu verantworten. Bei unserer neuen Studie (KUTZNER et al. 2004) kritisierten viele erwerbstätige Arme die hohen Einkommen der Manager und die Ungleichheit der Löhne. Die Empörung über die soziale Kluft lässt sich je nachdem neopopulistisch vereinnahmen. Sie kann sozial Benachteiligte aber auch dazu bewegen, mehr nach außen zu treten, sich für eigene Interessen einzusetzen und sozial zu engagieren. Wer resigniert ist, zieht sich hingegen eher zurück.

Aber was bedeutet die sozial angespannte Situation für die Mediation? Vermutlich zusätzliche Arbeit. Doch was hilft die Mediation, wenn sich beispielsweise eine Mieterin gegen einen Hausbesitzer wehrt, der einen höheren Zins für die Wohnung verlangt? Besteht da die Win-win-Chance etwa darin, statt den Mietpreis zu erhöhen und aufwändige Umzüge zu provozieren, das Mietverhältnis mit günstigen Konditionen längerfristig zu stabilisieren? Die Mediation könnte eine solche Vereinbarung jedenfalls eher

ermöglichen als ein richterliches Verfahren. Sie kann auch, ergänzend, bei Verhandlungen zwischen Gewerkschaften und Unternehmen (über Löhne oder einen neuen Gesamtarbeitsvertrag) die Bereitschaft fördern, einander gut zuzuhören, Feinheiten wahrzunehmen und gemeinsam Szenarien zu entwickeln. Als externe Einflüsse wirken hierbei unter anderem das Ausmaß der gesellschaftlichen Akzeptanz sozialer Gegensätze bzw. die Empörung darüber. Solche Faktoren beeinflussen das Verhalten der Parteien und die Mediation. Sie lassen sich zwar nicht präzise bestimmen, sind aber gleichwohl bedeutend. Die Mediation kann nur annäherungsweise neutral und überparteilich sein. Sie läuft stets Gefahr, vorhandene Machtkonstellationen zu reproduzieren. Weil die Verhältnisse so sind, wie sie sind, wird je nachdem ein heimlicher Schulterchluss mit der stärkeren Partei kaum als solcher erkannt. Schließlich stimmen auch Beteiligte zu, die über wenig Macht verfügen, sich entsprechend nach der Decke strecken und mit kleinen Zugeständnissen abfinden (lassen). Und wenn ein Unternehmer, der kaum Minimallöhne bezahlt, an einer Mediation mit der Belegschaft das Konfliktpotential der sozialen Kluft sinnlich wahrnimmt und dann eher bereit ist, die Situation mit kleinen Reformen sozial abzufedern, ändert das wenig an der sozialen Ungleichheit. Aber das lässt sich nicht der Mediation anlasten. Wichtig ist es, die Grenzen zu sehen. Die Existenzsicherung verlangt meines Erachtens gesellschaftliche Verbindlichkeiten und Maßnahmen der Umverteilung. Dabei stellt sich – wie in der Wissenschaft – die Frage, ob sich die Mediation nicht normativ am sozialen Ausgleich orientieren sollte, zumal sie sich selbst dann positioniert, wenn sie sich nicht positioniert.

Der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld ignoriert laut Pierre BOURDIEU (1997, S. 781) die Tatsache, dass der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft besteht, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiß und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren. Auch MediatorInnen müssen wissen, dass das Besondere ihres Standpunkts darin besteht, ein Standpunkt im Hinblick auf einen andern Standpunkt zu sein. BOURDIEU (1997, S. 802) geht am Beispiel des Interviews auf die Bedingungen dieser spezifischen Kommunikation ein. Wer sich fragend einmischt, dringt verändernd in ein Gefüge ein. Der Austausch ist asymmetrisch und von den je unterschiedlichen Ausstattungen mit (ebenfalls sozialem und kulturellem) Kapital abhängig. Je

größer die Kluft ist, desto stärker laufen MediatorInnen Gefahr, auch Artefakte, die sie selbst produzieren, ohne es zu merken, für bare Münze zu nehmen.

Perspektiven der Mediation

Die Mediation kann dazu beitragen, soziale Distanz zu überwinden und soziale Aufrichtigkeit zu fördern. Sie hat, ohne die Vergangenheit zu strapazieren, einen verstehenden Zugang. Dabei geht es ansatzweise darum, ein Verständnis der Existenz des andern anzustreben, das auf «der praktischen und theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen» basiert (BOURDIEU 1997, S. 786). Zentral bleibt dabei der Blick für die «feinen Unterschiede». Empathie ist wichtig, aber immer nur beschränkt möglich. Wenn wir unsere Fähigkeit überschätzen, innere Bezugsrahmen anderer nachzuvollziehen, häufen sich die Interpretationsfehler. Dabei beeinflussen die Interpretationen aller Beteiligten die Dynamik der Mediation, selbst wenn sie nicht explizit ausgesprochen werden. Erwartungen und unterstellte Erwartungen prägen das gemeinsame Agieren, das neue Wirklichkeiten entstehen lässt. Die so mitkonstruierte Realität wird ebenfalls durch das Wahrnehmen nonverbaler und das Antizipieren emotionaler Ausdrucksformen der Kommunikationspartner/innen beeinflusst. Diese hängen wiederum von gesellschaftlichen und kulturellen Voraussetzungen ab. Prozesse der Mediation vollziehen sich je nachdem, wie (paternalistisch, emanzipatorisch, genderbewusst) das Umfeld ausgestaltet ist. Macht gehört zum Wesen aller Gemeinwesen und Gruppen. Sie ist, wie Hannah ARENDT (1995, S. 53) feststellte, «allen menschlichen Gemeinschaften inhärent» und entsteht, «wann immer Menschen sich zusammentun und gemeinsam handeln». Ich halte es daher für wichtig, die Reflexion über unabdingbare Machtprozesse und vorhandene Herrschaftsansprüche zu fördern. Die Mediation ist kein universelles Verfahren, das bloß technizistisch anzuwenden ist. Es gibt Mediation und Mediation. Implizite Ziele sichtbar zu machen gehört meines Erachtens zur geforderten Transparenz. Die Mediation geschieht nicht voraussetzungslos. Sie basiert auf Erkenntnissen und führt zu Erkenntnissen, die stets mit Interessen zu tun haben.

Nach meinem Verständnis soll die Mediation – explizit und normativ – demokratische Prozesse fördern, aber sie kann diese nicht ersetzen. Demokratie hat auch etwas mit Konfliktkultur zu tun. Die Mediation ist imstande, dazu einen wertvollen Beitrag zu leisten. Sie geht Konflikte so an, dass alle Beteiligten zu Wort kommen, den andern zuhören und miteinander Szenarien entwickeln. Die Mediation trägt dazu bei, rechthaberische

Verhaltensweisen abzuschwächen, die viele Konflikte unnötig verlängern. Sie bringt die Involvierten in einer offenen Weise zusammen, was zu gut abgestützten Vereinbarungen führen kann. Es gibt viele Konflikte, bei denen die Mediation leider nicht angewandt wird, aber sehr hilfreich sein könnte. Die Erfahrung der erfolgreichen Vermittlung qualifiziert auch soziale Kompetenzen. Diese gehören zu einer Kultur der Auseinandersetzung, die Probleme weder verdrängt noch nach dem Gesetz der Stärke angeht. Die hier postulierte Mediationskultur betrachtet Konflikte als Herausforderungen, die sich immer wieder stellen. Sie fördert individuelle, institutionelle und gesellschaftliche Entwicklungsprozesse, die zum sozialen Ausgleich beitragen und nicht darauf ausgerichtet sind, von Niederlagen anderer zu profitieren.

Literatur

- ARENDT, Hannah (1995): Macht und Gewalt. München: Piper.
- BOURDIEU, Pierre (1998): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- BOURDIEU, Pierre (1997): Das Elend der Welt. Konstanz: UVK.
- CARIGIET, Erwin/MÄDER, Ueli/BONVIN, Jean-Michel (2003): Wörterbuch der Sozialpolitik. Zürich: Rotpunktverlag.
- FISCHER, Sabine/SAHM, Astrid (2003): Die Veränderungen der normativen Grundlagen der Friedensforschung aus der Perspektive der dritten Generation. Paper. Arnoldsheim: Evangelische Akademie.
- KERNKE, Wilfried. (2004): Mediation als Organisationsentwicklung. Mit Konflikten arbeiten. Ein Leitfaden für Führungskräfte. Bern: Haupt.
- GALTUNG, Johan (1975): Strukturelle Gewalt. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- GEISLER, Rainer (2001): Facetten der modernen Sozialstruktur – Modelle und Kontroversen. In: Victoria JAEGGI/Ueli MÄDER/Katja WINDISCH: Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel. Bern: Lang, S. 537–553.
- GRUEN, Arno (1996): Der Verrat am Selbst. Stuttgart: dtv.
- HEITMEYER, Wilhelm/HAGAN, John (2002): Handbuch der Gewaltforschung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- HILLMANN Karl-Heinz (1994): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Kröner.
- KUTZNER, Stefan/MÄDER, Ueli/KNOEPFEL, Carlo (2004): Working poor in der Schweiz. Wege aus der Sozialhilfe. Chur/Zürich: Rüegger.
- MÄDER, Ueli/STREULI, Elisa (2002): Reichtum in der Schweiz. Zürich: Rotpunktverlag.

- MÄDER, Ueli/BIEDERMANN, Franziska/FISCHER, Barbara/SCHMASSMANN, Hector
(1991): Armut im Kanton Basel-Stadt. Social Strategies. Basel: Karger Libri.
- ROMMELSPACHER, Birgit (1998): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht.
Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- SCHULZE, Gerhard (2000): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.
Frankfurt a. M./New York: Campus.
- TROTHA, Trutz von (1997): Soziologie der Gewalt. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- UHLE, Reinhard (1997): Die Bildung des Subjekts durch geistige Mächte – Zur pädagogischen Begründung eines kulturellen Paternalismus. In: Heinz-Hermann KRÜGER/
Jan-Hendrik OLBERTZ (Hrsg.): Bildung zwischen Staat und Markt. Opladen:
Leske + Budrich, S. 315–328.